

Paul-Stefan Roß von der Dualen Hochschule Baden-Württemberg spricht beim Treff Sozialarbeit der eva über Vielfalt und anderes Denken

Inklusion und freiwilliges Engagement – viele können diese Begriffe langsam nicht mehr hören. Beides ist wichtig, klar. Aber beide Bereiche laufen doch prima, oder nicht? Muss man schon wieder darüber reden oder gar etwas Neues tun? Und was haben Inklusion und bürgerschaftliches Engagement mit Sozialraumorientierung zu tun? Um diese und andere Fragen ging es beim Treff Sozialarbeit der Evangelischen Gesellschaft (eva) am 27. März.

Freiwilliges Engagement und Inklusion, das sind Begriffe, die ständig zu hören sind – und die man mitunter schon nicht mehr hören mag. „Jetzt wird wieder eine neue Sau durchs Dorf getrieben, denkt mancher, wenn sie fallen“, weiß Paul-Stefan Roß vom Institut für angewandte Sozialwissenschaften an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg (DHBW). „Aber es sind nicht nur neue Schweine, die getrieben werden“, so Roß. Schaut man sich die Felder freiwilliges Engagement und Bürgergesellschaft, Inklusion sowie Sozialraumorientierung zusammen an, dann „zeichnet sich langsam ein neues Leitbild für die soziale Arbeit ab“. Im Grunde geht es bei allem um eine Frage: Wie geht man angemessen mit der Vielfalt unserer Gesellschaft um?

Das Thema Ehrenamt erfährt derzeit einen enormen Hype, es gebe starke Bemühungen, freiwilliges Engagement zu fördern, so Roß – weil Engagement heutzutage nicht selbstverständlich ist. Rund ein Drittel der Menschen in Deutschland sind ehrenamtlich engagiert. Ihre Zahl ist nicht zurückgegangen. Aber die Haltung hat sich verändert: Wer sich engagieren möchte, der sucht sich heute eine Tätigkeit aus, die seinen Interessen entspricht. Wenn Ehrenamt richtig funktioniert, dann profitieren alle Seiten davon: die Ehrenamtlichen selbst, die Profis in der sozialen Arbeit und die Menschen, die unterstützt werden – und um die geht es ja eigentlich. Doch freiwilliges Engagement funktioniert nicht einfach von alleine. Es ist weder Ersatz für professionelle Arbeit von Hauptamtlichen, noch eine Möglichkeit zu sparen. Es kostet Zeit und zumindest am Anfang auch Geld. Und es bedarf des regen Austauschs zwischen Profis und Ehrenamtlichen. Das aber lohnt sich: „Wenn freiwillig Engagierte eingebunden werden, bringt das ein Qualitätsplus und es entsteht ein Mehrwert für die Gesellschaft“, sagt Roß. Ob es um Mehrgenerationenwohnen, um die Energiewende oder um Inklusion geht – „all die großen Themen werden nur klappen, wenn wir Bürger sie uns zu eigen machen“.

Freiwilliges Engagement ist mehr als ein Sahnehäubchen

Inklusion ist von Haus aus ein Thema, das eng mit freiwilligem Engagement verbunden ist – oder es sein müsste, denn: „Inklusion heißt nicht, dass Profis mit Behinderten arbeiten, sondern dass Normalität im Umgang miteinander entsteht, dass man miteinander in Kontakt kommt und die Vorurteilsschubladen geschlossen werden“, so Roß. Ehrenamt ist eine gute Möglichkeit dafür.

Für die Profis bringt der Einsatz von Ehrenamtlichen nicht nur Vorteile mit sich: „Die Ehrenamtlichen übernehmen oft das, was unseren Beruf schön macht“, meldet sich eine ZuhörerIn zu Wort. Das sei in der Tat so, vor allem im Bereich der Altenpflege und der Arbeit mit Menschen mit Behinderungen. Ehrenamtliche können ja nur die Aufgaben übernehmen, die keine Berufsausbildung erfordern, etwa spazieren gehen, basteln oder singen. „Um zu einer systematischen Zusammenarbeit zu kommen, ist es wichtig, dass Haupt- und

Ehrenamtliche offen miteinander reden“, sagt Roß. Das löse das Problem nicht, das im System begründet ist, aber schaffe Verständnis füreinander. Für Hauptamtliche sollte die Begleitung von Freiwilligen zum beruflichen Verständnis gehören. Zumal freiwilliges Engagement eben nicht nur das Sahnehäubchen ist, sondern ein ernsthaftes gesellschaftspolitisches Thema.

Hier kommt nun der nächste Begriff ins Spiel, der auch immer öfter zu hören ist: Sozialraum. Was ist das überhaupt? Nachbarschaft, Stadtteil oder Dorf, die Gesellschaft – all das ist Sozialraum. Jeder Mensch steht in Wechselwirkung zu seiner Umgebung, seinem Umfeld. Bei der professionellen sozialen Arbeit gilt es denn auch, auf den Einzelnen zu schauen und darauf, wie er in den Sozialraum eingebunden ist und inwiefern sein Umfeld positiv oder negativ auf ihn einwirkt. Soziale Arbeit heißt folglich auch: „Räume verändern statt Menschen, in der Hoffnung, dass sich das auf die Menschen auswirkt“, so Roß. Räume zu verändern heißt deutlich mehr als Bäume zu pflanzen. Räume zu verändern heißt zu verstehen, dass Menschen Räume mit Leben füllen – und sie dabei zu unterstützen, etwa wenn sie sich zusammentun für generationenübergreifende Wohnprojekte oder in Sachen Kinderbetreuung. Im Kleinen, lokal verankert, Hand in Hand – so kann Sozialraum positiv verändert werden. So kann das Soziale von jedem mitgestaltet werden, Demokratie lebendig gelebt. So funktioniert eine „Bürgerkommune“ – und mit ihr vielfältiges bürgerschaftliches Engagement.

Rechte sehen statt Defizite

Der Begriff Inklusion ist „im Moment hoch aufgeladen“, so Roß. Mit ihm seien viele Hoffnungen und Erwartungen verbunden. Und es stecke auch Aggression dahinter nach dem Motto „Wir haben schon so viele Jahre gewartet, jetzt muss endlich was passieren“. Es wurde zuhauf diskutiert über Begrifflichkeiten und Definitionen. Zahlen müssen her, Erfolgserlebnisse. „Das ist unsere gemischte Klasse – und das ist Tim, unser Inklusionskind“, macht Roß anschaulich, wie Inklusion in der Praxis mitunter gehandelt wird und damit im Grunde ad absurdum geführt. Dahinter steckt freilich keine böse Absicht. Was dagegen zu tun ist? Anders zu denken: „Es kommt darauf an, vom Mensch als Person zu denken, die eine Würde und Rechte hat – und nicht die Person von ihren Merkmalen und Defiziten her zu definieren“, sagt Roß. Also nicht kategorisieren à la „alte Frau, schwuler Mann, Kind mit Behinderung...“. Darin müssen sich auch Profis in der sozialen Arbeit üben. „Wir neigen dazu, Menschen in Schubladen zu stecken. Das hat etwas damit zu tun, was wir als normal erachten“, sagt Roß. „Wir neigen dazu zu schauen, wie wir Unnormales normal bekommen.“

Die Inklusionsdebatte lohne sich nicht als Streit um Begriffe – aber sie könne helfen, sich all dessen wieder bewusst zu werden, Aufmerksamkeit dafür zu schaffen, wo Exklusion stattfindet. „Ich würde das Gebot der Inklusion verstehen als selbstbestimmte Teilhabe“, so Roß. „Das Ziel ist eine Gesellschaft, die Vielfalt als etwas Positives betrachtet, nicht als Bedrohung. Eine Gesellschaft, die Menschen nicht gegen ihren Willen in Sondersysteme zwingt.“ Sätze wie „So, Herr Müller ist jetzt inkludiert“ fallen in einer wirklich inklusiven Gesellschaft nicht. „Jeder Mensch hat auch das Recht sich zu exkludieren!“, betont Roß.

Vielfalt verbindet

Der Aspekt der Vielfalt ist das, was Inklusion und freiwilliges Engagement verbindet. „Die heutige Bürgergesellschaft lebt davon, dass Menschen es schaffen, trotz ihrer

Unterschiedlichkeit Interessen auszugleichen“, so Roß. Das sei keine Harmonieveranstaltung. Selbstbestimmte Teilhabe ist eine gemeinsame Aufgabe aller. „Teilhabe am Leben in der Gesellschaft geht nicht ohne die Gesellschaft“, zitiert Roß den Sozialpsychiater Klaus Dörner. So wahr. So einfach. Und so schwer umzusetzen.

Es dauert eben seine Zeit, bis verschiedene Menschen miteinander ins Gespräch kommen. Aber wenn solche Kontakte gezielt angestoßen werden, von Stadt, Kommune und Trägern unterstützt, von Sozialarbeitshauptberuflichen begleitet und mit Hilfe von freiwillig Engagierten, dann wird aus „Tim, dem Inklusionskind“ irgendwann einfach nur Tim. „Inklusion ist eine Haltung“, meint eine Treff-Besucherin. „Und die gibt’s kostenlos.“